

# Mönchtum und Spiritualität

*Von Stylianos Harkianakis*

Das Mönchtum ist ein geistliches Phänomen im Leben der Kirche, welches nicht unbedingt zu ihrer hierarchischen Struktur gehört. Diese theologische Wahrheit hat das Zweite Vatikanische Konzil durch folgende Formulierung in der Kirchenkonstitution sehr treffend zum Ausdruck gebracht: »Ein derartiger Stand ist im Hinblick auf die göttliche, hierarchische Verfassung der Kirche kein Zwischenstand zwischen dem der Kleriker und dem der Laien. Vielmehr werden aus beiden Gruppen Christgläubige von Gott gerufen, im Leben der Kirche sich einer besonderen Gabe zu erfreuen, und, jeder in seiner Weise, ihrer Heilssendung zu nützen.«<sup>1</sup>

Zum Mönchtum werden also diejenigen Kleriker und Laien gerufen, welche sich mit der Erfüllung der evangelischen Gebote nicht begnügen können, sondern ein Leben restloser und unmittelbarer Hingabe an Gott im Sinne der sogenannten evangelischen Räte zu führen bereit sind.

Damit ist zunächst gesagt, daß theoretisch eine Kirche auch ohne Mönchtum auskommen könnte. Wenn aber das Mönchtum als vom Herrn empfohlene Lebensweise eine so erhabene Art besonders intensivierten christlichen Lebens darstellt, wird man sich schwer eine Kirche geistlichen Wohlstands denken können, in der das Mönchtum völlig abwesend wäre. Dies zeigt sich auch an der Tatsache, daß während der Zeit der alten Kirche, in der die Zahl der Sakramente noch schwankend war, viele Kirchenväter auch das Mönchtum zu den Sakramenten zählten, und zwar unter dem sehr charakteristischen Namen »monahiki teleiosis«<sup>2</sup>, das heißt monastische Vervollkommnung.

Kirchengeschichtlich betrachtet ist das Mönchtum, wie bekannt, im Osten entstanden und von dort wurde es auch nach dem Westen verpflanzt. Daraus wäre zu erwarten, daß die auf diesem Gebiet selbstverständlichen Ähnlichkeiten zwischen Orthodoxie und Katholizismus keinen Raum für ernsthafte Unterschiede lassen würden, zumal da das Mönchtum als äußerst konservative Kraft von sich aus keine substantiellen Änderungen dulden kann. Wie steht es nun damit in Wirklichkeit?

Eine vergleichende Studie des Mönchslebens in beiden Kirchen ist eine äußerst schwierige Aufgabe, und dies aus verschiedenen Gründen.

---

<sup>1</sup> Artikel 43. In: LThK, Das Zweite Vatikanische Konzil I. Freiburg/Basel/Wien 1966, S. 305.

<sup>2</sup> Vgl. P. Trempelas, Dogmatik der orthodoxen katholischen Kirche (griechisch), Bd. III. Athen 1961, S. 60.

Zunächst ist das Mönchtum überhaupt eher eine Bewegung als eine Institution oder Organisation, die man in fester Gestalt ins Auge fassen könnte.

In der Erfüllung der drei bekannten evangelischen Räte, nämlich der *Armut*, der *Keuschheit* und des *Gehorsams*, hat man in Ost und West so vielfältige Wege praktiziert, daß es fast unmöglich ist, eine bestimmte Form als die repräsentative des Ostens oder des Westens zu bezeichnen.

Während aber mit der Zeit im Westen eine immer größere Differenzierung stattfand, aufgrund derer ein Jesuit zum Beispiel mit einem Benediktiner wenig gemeinsam zu haben scheint<sup>3</sup>, hat im Osten eine ziemlich einheitliche Gestalt des Mönches sich sehr früh kristallisiert, welche heute noch alle Züge des traditionellen Mönchtums in sich vereint und auf dem Berge Athos immer noch ihren treuesten Repräsentanten hat. Dies berechtigt uns, die Mönchsrepublik des Athos als die klassische Form orthodoxen Mönchtums zu nehmen und gerade diese mit jeglicher Form westlichen Mönchtums zu vergleichen.

### *Das athonitische Mönchtum*

Im Jahre 1963 wurde, wie bekannt, das tausendjährige Jubiläum der Mönchsrepublik Athos gefeiert, und zwar unter starker Beteiligung von Vertretern der gesamten Christenheit. Dies besagt jedoch keineswegs, daß das monastische Leben auf dem Athos erst im Jahre 963 angefangen habe. Viel früher gab es dort nicht nur Einsiedler, sondern auch vereinzelte Gruppen von Mönchen, welche ein strenges Anachoretentum darstellten und in allen Teilen des byzantinischen Reiches wohl bekannt waren.

Als aber Athanasius die große Lavra im Jahre 963 gründete, bekam der heilige Berg seine charakteristische Form als Mönchsrepublik, welche bis heute für das Mönchtum aller orthodoxen Einzelkirchen ausschlaggebend ist.

Wie ist nun das geistliche Gesicht des athonitischen Mönchtums zu beschreiben? Als erstes muß man feststellen, daß die Mönchsrepublik Athos eine echt byzantinische Bildung ist. In den Athos-Mönchen haben sich christlicher Geist und griechisches Wesen in einer wunderbaren Weise verschmolzen. Damit möchte ich natürlich keineswegs von einer griechisch-christlichen Kultur sprechen in dem Sinne, wie dies seit einiger Zeit in Griechenland üblich geworden ist, da ich nicht glaube, daß Griechentum und Christentum eine sozusagen »katholische Ehe« geschlossen haben, in der keine Scheidung mehr möglich ist.

Wenn ich dagegen bei den Athos-Mönchen von einer Verschmelzung von christlichem Geist und griechischem Wesen spreche, so meine ich es ganz

<sup>3</sup> Vgl. Th. Spidlik, *Das östliche Mönchtum und das östliche Frömmigkeitsleben*. In: *Handbuch der Ostkirchenkunde* (hrsg. von E. Ivanka/J. Tyciak/P. Wiertz). Düsseldorf 1971, S. 559.

konkret, und zwar: Unter christlichem Geist verstehe ich die Sehnsucht nach dem Reich Gottes, wie dies von Christus gepredigt wurde, während ich das griechische Wesen nach einer beiläufigen, aber wohl sehr treffenden Definition von Plato verstehe. Analysieren wir doch ein wenig das Gesagte: Christus hat das Reich Gottes gepredigt und alle Menschen dazu gerufen. Was hat er als Bedingung dafür gestellt? In direkter Entsprechung zum Reich Gottes hat Christus keine Tugendlehre, ja keine Moraltheologie seinen Jüngern vorgelegt, sondern einfach ein lebendiges Beispiel, ein greifbares Muster, das Kind! Nehmen wir den betreffenden Text aus dem Matthäusevangelium: »In jener Stunde traten die Jünger zu Jesus mit der Frage: ›Wer ist denn der Größte im Himmelreich?‹ Da rief er ein Kind herbei, stellte es mitten unter sie und sagte: ›Wahrlich ich sage euch: Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, so werdet ihr nimmermehr ins Himmelreich eingehen. Wer sich demnach so erniedrigt wie dieses Kind hier, der ist der Größte im Himmelreich; und wer ein einziges solches Kind auf meinen Namen hin aufnimmt, der nimmt mich auf.«<sup>4</sup>

Liest man diesen herrlichen Passus etwas vorsichtiger, so ist man erstaunt über das unerhörte Werturteil, das Jesus hier über das Kind ausspricht, ein Werturteil, welches sich in einer dreistufigen Steigerung äußert.

Diese dreistufige Steigerung ist ganz eindeutig: Erstens, wenn man nicht wie ein Kind wird, indem man umkehrt, kann man niemals ins Himmelreich eingehen. Zweitens, wer sich wie ein Kind erniedrigt, der wird nicht nur Zugang zum Himmelreich finden, sondern sogar als der Größte im Himmelreich gelten. Und drittens, das Kindwerden auf den Namen des Herrn hin bedeutet so viel wie sich mit Christus zu identifizieren.

Was ist aber der tiefere Sinn dieser merkwürdigen Worte? Es liegt auf der Hand, daß für den Herrn nicht das Kind an sich einen so hohen Wert darstellen kann, denn das Kind ist auch nur ein Mensch und kann nicht mehr als jede andere menschliche Existenz geschätzt werden. Worauf es also ankommt, ist, die innere Haltung eines Kindes zu haben, nicht ein konkretes Kind zu sein.

Bevor wir jedoch näher zu bestimmen versuchen, was diese innere Haltung eigentlich im geistigen Leben bedeutet, können wir jetzt auch die von Plato gegebene Definition des griechischen Wesens hören.

In seinem Dialog »Timaios«<sup>5</sup> stellt der Philosoph fest, daß die Griechen »aei paides«, das heißt »ewige Knaben« sind. Diese Feststellung legt er in den Mund eines Nicht-Griechen, und zwar als Vorwurf gegen die Griechen, welche für die pragmatischen Dimensionen dieser Welt wenig Sinn zu haben scheinen, da sie sich in der traumhaften Schau der Dinge leicht verlieren.

<sup>4</sup> Mt 18, 1–6.

<sup>5</sup> 22 B.

Schon die Tatsache allein, daß gerade Plato eine solche Feststellung als Vorwurf in den Mund eines Nicht-Griechen legt, zeigt eindeutig, daß für ihn die Eigenschaft der Griechen, ewige Knaben zu sein, keineswegs eine Schwäche, sondern umgekehrt deren eigentliche Stärke ausmacht. In diesem Zusammenhang sollte man sich sogar fragen, ob es nicht gerade symptomatisch ist, daß die Griechen für die Bildung und Kultivierung des Menschen keine andere Bezeichnung kannten als den Namen »Paideia«, in dem als etymologische Wurzel das Wort »Pais« steckt. Fest steht auf jeden Fall, daß die Griechen ein Volk der Philosophen und nicht der Technokraten sein wollten, ewige Knaben also, welche immer im Staunen den erhabensten Zustand menschlicher Existenz sahen. Nur so ist auch die schwerwiegende Tatsache zu erklären, daß die Griechen von ihren unzähligen Erfindungen keinen praktischen Gebrauch gemacht haben.

Aus dem bisher Gesagten geht also klar hervor, daß die Haltung des Kindes für den christlichen Geist ein dramatisches Postulat, für das griechische Wesen eine natürliche Veranlagung ist. Gerade in diesem Punkt treffen sich Christliches und Griechisches in der Seele des Athos-Mönches, nachdem die griechische Anthropozentrik durch die christliche Theozentrik ersetzt worden war.

Das ganze Leben des Athos-Mönches bewegt sich zwischen der absoluten Leere und der absoluten Fülle. Der Mönch hier erniedrigt sich wie ein Kind, da er genau weiß, daß nur ein Kind alles vom Vater verlangen kann. Der Sündenfall des Menschen ist eine Erfahrung, die ihn zur absoluten Leere treibt. Die Menschwerdung Gottes dagegen gibt ihm die Hoffnung auf eine Erhebung, ja Vergöttlichung des Menschen durch die Gnade Gottes, und gerade darin liegt die absolute Fülle. Das eine veranlaßt ihn zur ständigen Trauer, das andere erfüllt zugleich sein Herz mit unaussprechlicher Freude. Daher heißt dieses gemischte Grundgefühl in der Sprache der Mönche »Harmolypi«, die »Freudentrauer« oder fröhliche Trauer. Ist dies nicht ein zusätzliches Zeichen dafür, daß der Mensch tatsächlich wie ein Kind geworden ist? Wer sonst als nur ein Kind kann zugleich weinen und lachen?

Das Ziel des orthodoxen Mönches ist somit nicht, ein konkretes soziales Werk zu leisten, sondern das Höchste zu erreichen, nämlich die Verklärung des ganzen Menschen, was eine rein übernatürliche Aufgabe ist. Der orthodoxe Mönch ist in diesem Sinne ein Maximalist ohnegleichen.

Bedeutet aber diese ganze Haltung eine Negation der Welt, eine Weltfeindlichkeit? Nein, im Gegenteil. Nirgendwo wird die ganze Schöpfung so hochgeschätzt, geachtet und gepriesen wie auf dem Athos. Nirgendwo ist der Fremde so willkommen wie hier. Gleich wer er sein mag, er wird in einer warmen Herzlichkeit empfangen, welche die traditionelle Gastfreundschaft der Griechen bei weitem übertrifft. Denn der Gast findet hier nicht eine beliebige Unterkunft, sondern er bekommt grundsätzlich das Beste, das es im

Kloster gibt. Sehr bezeichnend dafür ist die Tatsache, daß die Räume, die in jedem Kloster für die Gäste vorgesehen sind, nicht wie überall sonst »Gästehaus« genannt werden, sondern »Archontariki«, das heißt »Fürstenhaus«, was bedeutet, daß man sich hier für einen Diener und den Fremden für einen Fürsten hält.

Aber nicht nur der Mensch wird hier so hochgeschätzt. Die ganze Kreatur ist in den Augen dieser »Wahlkinder« göttlich, weil sie in ihrer ursprünglichen Jungfräulichkeit betrachtet wird.

Einmal hörte ich von einem Freund folgende rührende Geschichte: Er besuchte in Karoulia, in der sogenannten Wüste des Athos, einen alten Einsiedler, den achtzigjährigen Pater Vasileios, der seit fünfzig Jahren in dieser Wüste lebt. Seine Hütte im Loch eines riesigen Felsens sei eine armselige Wohnstätte, in die sogar Schlangen der wilden Umgebung freien Eintritt haben. Mein Freund war im Gespräch mit Pater Vasileios, als eine Schlange aus einer Ecke auftauchte. Der Freund regte sich auf und wollte die Schlange sofort töten, aber er wurde von dem unerschrockenen Greise angehalten. Auf die Frage hin, ob er denn keine Angst vor Schlangen hätte, antwortete er ganz natürlich: »Warum sollen sie mir etwas antun, wenn ich ihnen nichts antue? Wie kann man eine Schlange töten? Kannst Du eine Schlange erschaffen?«

Aus solchen Beispielen sieht man also, daß hier die gewöhnliche Logik der Welt keine Geltung mehr hat. Und dies aus dem Grunde, daß man hier einen konkreten Vorgeschmack davon hat, was man den in Christo neugeborenen Menschen nennt. Gerade in diesem Sinne sind hier auch die drei Hauptgelübde der Mönche, das heißt die sogenannten evangelischen Räte aufzufassen. *Armut*, *Keuschheit* und *Gehorsam* bedeuten grundsätzlich nichts gegen die Güter der Welt, nichts gegen die Ehe und die persönliche Freiheit.

Mit diesen drei Gelübden wollen die Mönche primär auch nicht so sehr Christus nachahmen, denn dies wäre gegen ihre tiefste Demut. Vielmehr wollen sie damit die Zeichen des in Christo gestorbenen und neugeborenen Menschen sichtbar machen. Sie wollen damit den Zustand nach dem Tode vorwegnehmen, einen Zustand eben, in dem der Mensch keine materiellen Nöte hat, keinen sexuellen Unterschied kennt und keine Initiative mehr haben kann, weil dort nur noch der absolute Wille Gottes gilt.

Wären die genannten drei Gelübde im Sinne einer Negation der Welt aufzufassen, so würde man eine ganze Menge Dinge auf dem Athos nicht mehr begreifen können. Es gibt zwar auch hier alle möglichen Formen der Askese, von dem strengsten Anachoretentum bis hin zum wohlorganisierten Klosterleben, aber der charakteristische Typus des Athos-Mönches ist der gelassene, milde Christ, der sich für den letzten aller Menschen hält, und nicht der Rigorist.

Die Bezeichnung »Mönchsrepublik« oder »Mönchsstaat« ist ja ein klarer Hinweis darauf, daß man hier nicht gegen die Güter des Lebens protestiert, sondern gegen den Mißbrauch dieser Güter. Daher wollte man hier eine neue Gesellschaft, einen neuen Staat aufbauen, in dem alles Kreatürliche in seinem letztgültigen Wert gesehen und zur Ehre Gottes erlebt wird.

Die tiefste Dimension aller Wirklichkeit auf dem Athos ist somit eine unendliche Doxologie, eine Lobpreisung des Herrn. Daher kann der Mönch hier nicht einmal ein Glas einfaches Wasser trinken, ohne sich vorher doxologisch zu bekreuzigen. Nicht nur die langen und feierlichen Gottesdienste beweisen diesen doxologischen Charakter des heiligen Berges, sondern auch jede gewöhnliche Handlung des alltäglichen Lebens. Jedes Werk ist hier ein Gottesdienst, jede Arbeit ein richtiges Fest. Der gefährliche und im Grunde gottlose Dualismus des in der Welt oft anzutreffenden Pietisten ist hier völlig verschwunden, da er nicht nur für die Schöpfung eine ungerechte Teilung, sondern auch für den Menschen selber eine Schizophrenie darstellt. Der athonitische Mönch weiß, daß die ganze Schöpfung Gott gehört und daß es auf den Menschen ankommt, daraus einen Segen oder einen Fluch zu machen.

Man hat den Athos ein irdisches Paradies genannt, aus dem nur die Eva ausgetrieben wurde. Dies ist eine belletristische Anspielung auf das absolute Verbot von Frauenbesuch. Aber dieses Verbot darf wiederum nicht einfach als eine Feindlichkeit gegen die Frau verstanden werden. Wenn man überlegt, daß der ganze Athos für die Mönche als »der Garten der Gottesmutter« gilt, versteht man auch diese Vorschrift im Sinne der drei monastischen Gelübde. Die erste Eva hält man nur deswegen fern, damit man ihr in der Gestalt der »zweiten Eva«, das heißt der Gottesmutter, die ihr gebührende Ehre darbringen kann.

Die Gestalt der Gottesmutter ist überall auf dem Athos dominierend. Nicht nur in den Gottesdiensten, in den Frömmigkeitslegenden und in der Kunst, sondern in jeder Äußerung der Mönche. Das Herz des Athos ist tatsächlich marianisch. Die Gottesmutter gilt als Beschützerin des ganzen heiligen Berges. Doch diese Marienverehrung hat keine mariologischen Übertreibungen gekannt, sondern sie ist immer christozentrisch geblieben.

Ein Mönch aus dem Kloster Iviron hat mir einmal erklärt: »Wir verehren die Gottesmutter und haben all unsere Hoffnung auf sie gesetzt, da wir wissen, daß sie alles kann. Und wissen Sie, warum sie alles kann? Ihr Sohn läßt keinen Wunsch von ihr unerfüllt, weil er das, was er von ihr geliehen hatte, nicht mehr zurückgegeben hat. Er hat Fleisch von ihr geliehen, das er zwar vergöttlichte, aber nicht mehr zurückgab. Dies ist der Grund, warum wir uns im Garten der Gottesmutter so sicher fühlen.«

Die Mönche auf dem Athos haben keine abstrakte Auffassung vom Heil, sondern versuchen durch alle Mittel den transzendentalen Charakter des Gottesreiches zu überwinden, damit sie das Heil am eigenen Leibe jetzt schon

erfahren können. Gerade darin liegt das Charakteristikum ihrer echt byzantinischen Spiritualität. Wie läßt sich aber die göttliche Transzendenz irgendwie überwinden? Wie kann man das Reich Gottes mitten in der Immanenz greifbar machen? In diesem dramatischen Versuch gibt es für den Athos-Mönch nur eine einzige Möglichkeit: Das dogmatische Gedächtnis der Kirche immer dadurch aufs neue zu vertiefen, daß man jeden Tag als Vergewärtigung der ganzen Heilsgeschichte gestaltet. Dadurch wird die weltliche Zeit in eine liturgische Zeit verwandelt, wobei dann Tag und Nacht ihre weltliche Bedeutung verlieren und die Geschichte eine immerwährende Gegenwart wird, in der nicht mehr von »gestern«, »heute« und »morgen« gesprochen werden kann, sondern nur vom ungeteilten göttlichen Augenblick.

Daraus ist die schwerwiegende Tatsache zu erklären, daß man auf dem Athos unsere welt- und zeitbedingten Grüße »guten Morgen«, »guten Abend«, »gute Nacht« usw. nicht kennt, sondern all diese durch einen einzigen liturgischen Gruß ersetzt hat, der »evlogison« lautet, das heißt »Preise den Herrn!«.

Daher wird hier jedes Werk, womit man sich beschäftigen kann außer dem Gebet, »Ergoheiron« genannt, das heißt »Handarbeit«, gleich ob es sich dabei um eine tatsächlich handwerkliche oder um eine rein intellektuelle Beschäftigung handelt. Denn damit soll zum Ausdruck gebracht werden, daß bei jedem Werk des Mönches außer dem Gebet nur seine Hände beschäftigt werden, während sein Geist dem Gebet ständig gewidmet sein soll.

In einer solchen Betrachtung der Dinge ist es nicht mehr verwunderlich, daß auch die menschliche Geschichte als Vergangenheit in den Augen des Athos-Mönches eine ganz andere Dimension hat, aufgrund derer das interzeitliche Kontinuum intensiver erlebt werden kann. Nur so ist es möglich, daß man auf dem Athos heute noch die byzantinischen Kaiser in der Messe so inbrünstig commemorieren kann, als ob sie erst gestern gestorben wären. Aus dem gleichen Grunde ist es auch zu verstehen, warum man ihre Gewänder und Kronen ohne jeglichen psychologischen Abstand aufbewahrt und in festlichen Stunden im Gottesdienst sogar benutzt, was die Archäologen aufs äußerste stört. Der Athos ist eben kein Museum. Die hier aufgehobenen Schätze werden primär nicht als »Kunstgegenstände«, sondern als »liturgische Geräte« verstanden. Die Kunst ist ja hier nie als Selbstzweck gepflegt worden, sondern nur als Dienerin des Gottesdienstes. Und gerade dieses innige Verhältnis der Mönche zu den Dingen konnte ihnen ein so langes Leben gewähren.

Die tiefere Spiritualität des monastischen Lebens auf dem Athos kann man oft auch an einfachen Bräuchen messen. Dinge, die man beim ersten Blick als trockene Formalitäten bezeichnen würde, bringen hier oft eine ganze Lebenshaltung zum Ausdruck. Wer zum Beispiel den Mönch sieht, der nach den Lesungen, die er im Gottesdienst oder während des gemein-

samen Essens vorgenommen hat, sich vor allen Brüdern beugt, glaubt dabei nur einen gewöhnlichen Ritus oder eine allgemeine Huldigung zu sehen. Wenn man aber nach dem genaueren Sinn dieser Geste fragt, wird man hören, daß der Mönch hiermit um Verzeihung bittet für die Fehler, die er beim Vorlesen eventuell gemacht hat.

Überlegen wir doch ein bißchen, was diese Geste im Grunde bedeutet: Der Mönch hat keinen eigenen Text vorgelesen. Er hat nur etwas aus dem Alten oder dem Neuen Testament oder etwas aus den Kirchenvätern vorgetragen. Nur seine Stimme hat er also geliehen, um einen fremden Text hörbar zu machen. Was für ein Spielraum für eigene Initiative blieb ihm frei, um noch Fehler dabei zu machen? Und trotzdem: Selbst bei diesem unbedeutenden Beitrag hat er nicht das Gefühl, daß er ein Werk ohne Fehler gemacht hat; deswegen bittet er seine Brüder um Verzeihung. Gibt es eine tiefere Lehre für uns alle, die wir in der Welt leben und unser ganzes Leben in eigener Initiative gestalten und führen, ohne dabei oft nur eine Spur von Unruhe zu haben, daß wir vielleicht manchmal fehlgehen?

Daß aber die Mönche auf dem Athos in moralischen Fragen meistens anders denken als wir in der Welt, zeigt noch deutlicher folgende Geschichte. Ich besuchte einen dreiundachtzigjährigen Mönch im Kloster Iviron und hatte ein sehr interessantes Gespräch mit ihm. In einem Augenblick wollte er mir ein Buch zeigen und mußte dafür auf ein großes Bücherregal klettern, was er ohne Schwierigkeit tat. Etwas später merkte ich wieder, mit welcher Beweglichkeit der Alte auch eine hohe Treppe hinaufstieg und voller Bewunderung sagte ich zu ihm: «Ich sehe, Pater, daß Du Dich noch wie ein junger Mann bewegen kannst, ein Zeichen dafür, wie ein tugendhaftes Leben von Gott gesegnet wird!» Dieses Kompliment gefiel aber dem alten Priester nicht, und er erwiderte fast beleidigt: »Darüber darf man sich nicht freuen, mein Sohn! Denn diese Gesundheit ist kein gutes Zeichen. Sie zeigt doch eindeutig, daß ich noch nicht Buße genug getan habe, daher gibt mir Gott Zeit, um meine Sünden zu bereuen.« Ich war sprachlos, eine solche Erklärung zu hören, und ich mußte einmal mehr feststellen, daß die gewöhnliche Logik der Welt hier keine Geltung hat.

Die Organisation und Verwaltung der Athos-Klöster ist auch sehr charakteristisch für die Spiritualität des orthodoxen Mönchtums.

Es gibt auf dem heiligen Berge zwanzig Hauptklöster, zwölf Skiten und Hunderte von Kellia, das heißt kleineren Mönchsiedlungen, welche den großen Klöstern unterstehen. Die zwanzig Klöster bestimmen je einen Vertreter auf ein Jahr für die Zentralregierung des Athos, die in der Form eines Parlaments ihren Sitz in der sogenannten Hauptstadt Karyes hat. Aus diesem zwanzigköpfigen Parlament, das den Namen »heilige Gemeinde« trägt, wird jährlich der »Protos«, das heißt der Erste bestimmt, wie auch eine Kommission, die die exekutive Gewalt auszuüben hat.



Somit ist jedes einzelne Kloster selbständig unter der Führung eines Abtes oder eines dreiköpfigen Vorstandes – je nachdem, ob es sich um ein koinobitisches oder idiorhythmisches Kloster handelt – und zugleich untersteht es der Zentralregierung in Karyes.

Daraus ersieht man, daß die ekklesiologischen Prinzipien von Autokephalie und Kollegialität auch hier volle Geltung haben.

Der Gedanke von verschiedenen Orden oder das monarchische Prinzip in der Form eines Ordensgenerals, wie man sie vom römischen Mönchtum kennt, sind dem orthodoxen Mönchtum völlig unbekannt.

### *Ein kurzer Vergleich mit dem westlichen Mönchtum*

Nach all dem bisher Gesagten stellt sich nun die Frage: Wie wird man das so beschriebene einheitliche orthodoxe Mönchtum mit den verschiedenen Mönchsorden der römischen Kirche vergleichen können? Die konkreten Ziele, die in der römischen Kirche zur Gründung von verschiedenen Orden führten, haben bekanntlich den Charakter eines jeden dieser Orden so tief geprägt, daß man schwer von einem einheitlichen römischen Mönchtum sprechen kann. Andererseits darf man nicht vergessen, daß diesem Pluralismus in der Verwirklichung des monastischen Ideals die gleichen theoretischen Voraussetzungen zugrunde liegen, nämlich die drei evangelischen Räte, wie diese von dem gemeinsamen Herrn empfohlen wurden. Dazu kommt, daß das Zweite Vatikanische Konzil in seiner Kirchenkonstitution eine zusammenfassende Lehre über das Mönchtum dargelegt hat, welche auch von orthodoxer Seite ohne ernsthafte Schwierigkeiten angenommen werden kann.

Dies alles besagt wohl, daß über die theologische Begründung des Mönchstandes sowie über seine Stellung in der Kirche keine wesentlichen Unterschiede zwischen Orthodoxie und Katholizismus bestehen können. Und trotzdem spricht man immer wieder von der Eigenart des orthodoxen Mönchtums gegenüber jeglicher Form monastischen Lebens im Westen. In diesem Sinne äußerte sich auch Papst Pius XII. vor den Teilnehmern des Kongresses über das östliche Mönchtum in Rom im Jahre 1958, indem er unter anderem sagte: »Das östliche Mönchtum hat seine überaus kostbare Eigenart bewahrt, es steht am Beginn der anderen Formen des christlichen Mönchtums, und sein Einfluß machte sich mehr oder minder in allen großen religiösen Orden geltend.«<sup>6</sup>

So läßt sich nun fragen: Worin besteht diese Eigenart, von der so oft und so viel geredet wird? Gewöhnlich versucht man diese dadurch näher zu bestimmen, daß man dem orthodoxen Mönchtum einen ausgesprochen kontemplativen Charakter zuschreibt, im Gegensatz zu dem mehr aktiven Charakter, den das westliche Mönchtum in all seinen Äußerungen aufweist.

<sup>6</sup> AAS 50 (1958), S. 282 ff.

Diese Charakterisierung ist natürlich nicht ganz unberechtigt, aber ich glaube, daß sie nicht den Kern der Sache trifft. Kontemplation und Aktion sind zunächst zwei Wege, die einander ergänzen und im Leben der Mönche in Ost und West immer wieder anzutreffen sind. Sehr bezeichnend dafür ist die bekannte Erzählung aus dem sogenannten Alphabetikon: »Hier fragt der Mönchsvater Antonius Gott selbst um Rat, wie er sich retten könne; da sah er einen Engel, der saß und arbeitete und gleich dann aufstand und betete und dann wieder arbeitete und wieder betete.«<sup>7</sup>

Man braucht auch nicht an das reiche soziale und caritative Werk des traditionellen östlichen Mönchtums zu erinnern, um die Wahrheit dieser These zu zeigen. Wer einmal gesehen hat, was für mühsame Handarbeit die Mönche auf dem Athos täglich verrichten, und zwar das ganze Leben lang bis in das hohe Alter hinein, wird sich schwer ein aktiveres Leben vorstellen können. Und wer nur einmal das absolute Schweigen der Trappisten erlebt hat, wird eine solche Konzentrierungskraft ohne eine entsprechende Kontemplation nie für möglich halten.

Wir haben aber zugegeben, daß die Unterscheidung von Ost und West durch Kontemplation und Aktion nicht ganz unberechtigt ist. Proportional betrachtet, hat tatsächlich das kontemplative Element beim östlichen Mönchtum die Oberhand, wie auch das aktive beim westlichen Mönchtum. Diese Feststellung ist sehr wichtig, aber sie ist für die Lokalisierung des Unterschiedes nur wegweisend, den Unterschied selbst trifft sie noch nicht. Kontemplation und Aktion sind ja letzten Endes Resultat, nicht Ursachen. Unsere Frage muß daher lauten: Welche innere Kraft treibt den orthodoxen Mönch, mehr auf die Kontemplation eingestellt zu sein, während der westliche Mönch sich intensiver einer organisierten Aktion widmet? Ich bin der Meinung, daß hier ein unterschiedliches Verhältnis zur *Eschatologie* vorliegt, welches die ganze Gesinnung des Mönches in Ost und West aufs tiefste beeinflusst.

Das Verhältnis des östlichen Mönches zur Eschatologie ist nicht so sehr ein besorgtes Warten in Glauben und Hoffnung auf das kommende Ende. Das Eschaton ist für ihn schon angebrochen, und er will es erleben als brennende Parusie des Göttlichen in jedem Augenblick der vergänglichen Zeit. Im Rausch dieser göttlichen Trunkenheit darf man von ihm kein nüchternes Programm für soziale Arbeit, keine langfristigen Pläne zur Besserung dieser Welt erwarten. Er kennt wohl die Nöte dieser Welt und betet inbrünstig für alle, die sich damit beschäftigen, aber selbst kann er dazu nichts Persönlicheres beitragen als das Zeugnis seiner Tränen. Und man muß sich tatsächlich fragen: Gibt es eigentlich für Menschen etwas Tieferes als die Tränen?

Der klassische Ausdruck dieser Haltung ist der Hesychasmus, der mit der

---

<sup>7</sup> Zitiert bei T. Spidlik, Das östliche Mönchtum und das östliche Frömmigkeitsleben. In: Handbuch der Ostkirchenkunde (hrsg. von E. Ivanka/J. Tyciak/P. Wiertz). Düsseldorf 1971, S. 552.

Schau des unerschaffenen Lichtes die Grenzsituation *par excellence* im Erleben des Eschatons darstellt. Gerade diese Bewegung des Hesychasmus mit dem berühmten Jesusgebet zeigt uns eindeutig, daß das Zeitverständnis des orthodoxen Mönches nicht ein lineares, sondern ein spirales ist. Dies bedeutet nicht ein Weitergehen in der Suche nach immer neuen Möglichkeiten, sondern ein Tiefergehen in das erfahrene Eschaton hinein, wobei man die eindrucksvollsten Überraschungen erleben kann durch die Aufhebung von Gegensätzen, die früher als unversöhnlich erschienen. In einer solchen Spiritualität kann man die »Narren in Christo« als die Lehrer der tiefsten Geheimnisse erkennen, und die Alternative von Kontemplation und Aktion hat keinen Platz mehr, da der Geist weder kontemplativ noch aktiv zu sein braucht, wenn er beides in der Wachsamkeit vereint.

Theoretisch kann das Verhältnis zur Eschatologie auch für das westliche Mönchtum nicht anders sein, aber in der Praxis sieht es doch anders aus. Die caritative, soziale, wissenschaftliche oder missionarische Arbeit, die dieses Mönchtum in allen Teilen der Welt leistet, verdient ohne weiteres große Anerkennung und Bewunderung und ist ein beispielhaftes Zeugnis christlicher Nächstenliebe. Trotzdem hat man selten den Eindruck, daß diese Werke den liturgischen Zusammenhang von Diesseits und Jenseits bekunden. Das Zeitverständnis scheint hier ein lineares zu sein, was besagt, daß das geoffenbarte Eschaton noch nicht als brennende Wirklichkeit erfahren werden kann. Daher findet man im Westen selten Phänomene extremer Entäußerung des Mönches wie zum Beispiel Eremiten, Narren in Christo usw. Das Freiwerden eines Franziskus von Assisi ist für den Westen eine Ausnahme, für den Osten dagegen eine klassische Mönchsfigur. Aus diesem Grund ist oft selbst die Sprache der östlichen Mönchsspiritualität für den Westen fremd und unverständlich. Hier spricht man zum Beispiel von einer »sorglosen Sorge«, um die volle Befreiung des Geistes zu bezeichnen, welche keineswegs mit Apathie gleichgesetzt werden kann, und wer diese Spiritualität nicht kennt, ist bereit, darin eine weltfremde, ja sogar eine fatalistische Haltung zu sehen. Ebenso spricht man von einer »mühelosen Mühe«, um die Ursprünglichkeit, Spontaneität und Läuterung aller monastischen Tätigkeit anzugeben, und wer nicht imstande ist, die gnadenhafte Wiederherstellung des ursprünglichen Menschenbildes darin zu sehen, würde vielleicht diese Redeweise als ein leeres Wortspiel bezeichnen.

Trotzdem müssen wir abschließend sagen: Bei allen Differenzen, die man bei der Verwirklichung des monastischen Ideals zwischen Ost und West feststellen kann, darf man dieses Eine nicht vergessen, welches beiden Seiten gemeinsam ist. Daß nämlich hier einige Menschen es auf sich nehmen, das ganze Leben lang mit der menschlichen Zerbrechlichkeit »ungeteilten Herzens« zu ringen, damit der in Christus neugeborene Mensch gerade in der menschlichen Schwachheit konkrete und greifbare Gestalt annimmt.